

(Nachdruck verboten.)

24]

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Mezö.

Karen entzog sich den Liebkosungen, ohne eine Miene zu verziehen; stumm ging sie auf den Boden hinauf, wo sie ihr Nachtlager hatte, Pelle hatte nicht einen Laut von ihr gehört.

„Ja, so is sie,“ sagte die Mutter fröstelnd, „nich mal ein Wort zur „Gute Nacht“. Nichts macht mehr Eindruck auf sie, nichts Gutes und nichts Schlechtes, sie is zu früh klug geworden. Und ich muß so aufpassen, daß sie Vater nich vor die Augen kommt, wenn er in der Stimmung is. Er kann wie ein wildes Tier gegen sich selbst und andere werden, wenn es ihm aufgeht, wie schimpfirt sie is.“ Sie sah nervös nach der Uhr. „Aber geht Ihr nu, hört! Ihr tut mir einen großen Gefallen, wenn Ihr geht!“ Sie war kurz daran zu weinen.

Morten stand zögernd auf, die andern folgten seinem Beispiel. „Zieht nur den Kragen über die Ohren und lauft!“ sagte die Mutter und knöpfte ihnen den Rock zu. Der Oktobersturm fuhr in Stößen gegen das Haus und peitschte harten Regen gegen die Fensterscheiben.

Als sie „Gute Nacht“ sagten, ertönte draußen neuer Lärm. Die Haustür schlug gegen die Mauer, sie hörten, wie das Unwetter hereinbrauste und die Diele füllte. „Ach, nu is es zu spät!“ jammerte die Mutter vorwurfsvoll; „warum seid Ihr nich früher gegangen!“ Ein unförmliches Puffeln drang zu ihnen herein, wie von einem gewaltigen Tier, das an der Türspalte auf- und niederschnüffelt und mit seiner nassen Nase nach der Türklinke sucht. Zens wollte hinlaufen und die Tür öffnen. „Nein, das darfst Du nich!“ rief die Mutter verzweifelt und schob den Kiesel vor; sie stand aufrecht da und zitterte am ganzen Körper. Auch Pelle fing an zu frieren; er hatte ein Gefühl, daß sich das Unwetter da draußen auf der Diele niederlegte wie ein großes unförmliches Wesen, das pustend vor schwerem Wohlsein dalag und sich trocken leckte, während es auf sie wartete.

Die Frau stand vorübergebeugt und lauschte in wahn-sinniger Anspannung: „Auf was wird er jetzt verfallen?“ murmelte sie, „er is so neckisch!“ Sie weinte es heraus. Die Zungen hatte sie gewiß im Augenblick vergessen.

Dann wurde die Haustür eingeschlagen, das Ungeheuer richtete sich mit nassem Klatschen auf allen Vieren auf und fing an, mit vertraulichem Brummen zu rufen. Die Frau wand sich in ihrer Not, sie bewegte die Hände ratlos vor sich, dann schlug sie sie vor das Gesicht. Aber nun wurde das Riesentier ungeduldig, es schlug kurz gegen die Tür und knurrte warnend. Die Frau suchte zusammen, als wolle sie sich auf alle Viere niedertwerfen und ihm antworten: „ach nein, nein!“ Klagte sie dann und besann sich. Da wurde die Tür mit einem schweren Schlag geprengt, und der Meister Bey wälzte sich über die Schwelle und sprang in plumpen Säßen auf sie zu, den Kopf hielt er ein wenig hinten über vor Verwunderung darüber, daß der kleine Kamrad ihm nicht eifrig bellend entgegensprang.

„Peter, Peter, die Zungen!“ flüsterte sie und beugte sich über ihn nieder, aber er patzte sie zu Boden und legte knurrend eine schwere Last auf sie. Sie riß sich von ihm los und flüchtete auf einen Stuhl.

„Wer bin ich?“ fragte er mit lallender Geisterstimme und stellte sich vor sie hin.

„Die große Kraft!“ sie mußte doch lächeln, so dick und wütend, wie er sich gebärdete.

„Und Du?“

„Die Fröhlichste auf der ganzen Welt!“ Aber da ging die Stimme wieder in Weinen über.

„Und wo soll die Kraft über Nacht ruhen?“ er griff nach ihrer Brust.

Sie sprang mit brennenden Augen auf. „Du Tier, ach Du Tier!“ rief sie und schlug ihm ins Gesicht, rot vor Scham.

Die Kraft wischte sich nach jedem Schlag verwundert über das Gesicht. „Wir spielen ja man bloß,“ sagte er. Dann durchsuchte es ihn, er erblickte die Zungen, die sich in eine Ecke gedrückt hatten. „Da steht ihr nu,“ sagte er und lachte

blödsinnig, „ja, Mutter und ich, wir spielen man ein Bißchen! Nich wahr, Mutter?“

Aber die Frau war hinausgelaufen, stand draußen unter dem Strohdach und schluchzte.

Jörgensen ging unruhig auf und nieder. „Sie weint!“ murmelte er. „Es is kein Murr in ihr, sie hätt 'n Bauernburtschen haben soll'n. Zum Teufel auch, wenn es nu doch mal raus muß! Es sitzt hier oben und drückt, als klemme mir einer die Stockzwinge ins Gehirn. Man los Kraft, man los, Kraft, man los, damit Du Ruh davor kriegst! sag ich jeden Tag. Ne, laß sein, sag ich denn, Du mußt an Dich halten, sonst geht sie bloß rum und weint! Und sie hat Dir nie was andres als Gutes getan. — Aber zum Teufel auch, wenn es doch nu raus will! Und dann geht man zu Bett und sagt: Gott Lob, der Tag war hin und der Tag und der! Sie stehen da und glogen und warten; aber laß sie warten, es geschieht nichts, denn nu hat die Kraft Macht über sich! — Und denn auf einmal is es da hinter einem: Schlag zu! Mitten in den Haufen rein! Schick sie all' in die Hölle, das Paß! Denn muß man woll trinken, um die Kräfte im Baum zu halten! — Na, und da sitzt Ihr! Kann mir einer von Euch 'ne Krone leihen?“

„Ich nich!“ antwortete Zens.

„Ne, Du! Das müßt ein schöner Dummbart sein, der was von Dir erwarten wollt! Hab ich nich immer gesagt: der artet nach der verkehrten Seite, er hat Ähnlichkeit mit seiner Mutter? Herz hbt Ihr, aber die Fähigkeiten fehlen Euch. Was kannst Du eigentlich, Zens? Kriegt Du keine Kleider von Deinem Meister, und wirst Du behandelst wie ein Sohn und endest am Ende damit, daß Du das Geschäft als sein Schwiegersohn übernimmst? Und warum eigentlich nich, wenn ich fragen darf? Dein Vater is doch woll eben so angesehen wie Morten seiner?“

„Morten wird woll auch nich Schwiegersohn, wenn sein Meister keine Tochter hat,“ murmelte Zens.

„Na nich? Aber er hätt 'ne Tochter haben können, wie? Aber da haben wir es ja gerade in der Antwort. Dir fehlt das Nachdenken. Morten, der hat es da oben!“ Er tastete sich nach der Stirn.

„Dann hättst Du mich nich an den Kopf schlagen soll'n!“ entgegnete Zens mürrisch.

„An den Kopf — jawoll! Aber der Verstand hat woll seinen Sitz im Kopf; da soll man es doch woll reinkriegen. Denn was nützt es woll, will ich Dir sagen, wenn Du eine Dummheit mit Deinem Kopf begehst, und ich Dich auf den Hintern schlag? Da hast Du woll keinen Verstand nötig. Aber es hat doch geholfen, Du bist viel klüger geworden. Das war zum Beispiel gar nich dumme gesagt: „Dann hättst Du mich nich auf den Kopf schlagen soll'n.“ Er nickte anerkennend. „Nein, aber hier ist ein Kopf, der kann einem was zu schaffen machen, da sind Verstandesknochen im Holz, wie?“ Die drei Zungen mußten ihn oben am Kopf befühlen.

Er stand da wie ein schwanfender Baum und lauschte mit wechselndem Ausdruck dem ersterbenden Schluchzen der Frau; sie sah jetzt auf dem Herd, dicht vor der Tür. „Sie weint ja man bloß,“ sagte er mitleidsvoll, „das is nu mal so die Manier der Frauenzimmer, sich zu amüsieren. Das Leben is hart gegen uns gewesen, und sie is den Widerwärtigkeiten ja nich gewachsen, die Kernste. Denn wenn ich nu zum Beispiel sag, daß ich Lust habe, den Ofen entzweizuschlagen,“ er nahm einen schweren Stuhl und schwenkte ihn in der Luft hin und her, „dann fängt sie gleich an zu plärren. Ueber alles plärrt sie. Aber wenn ich nu hochkomme, denn nehm ich mir noch eine Frau, eine, die repräsentieren kann! Denn dies hier is Kaff. Kann sie vielleicht feine Gäste empfangen und feine Reden führen? Pah! Was zum Teufel nützt es da, daß ich uns aus dem Dreck ausarbeit? Aber nu geh ich wieder, denn hier is es weiß Gott nich' amüsant!“

Die Frau kam hastig herein. „Ach, geh nich, Peter! Bleib doch hier!“ flehte sie.

„Soll ich hier am Ende rumgehn und Dein Geplär mit anhören?“ antwortete er mürrisch und suchte die lächeln. Er glich einem großen, gutmütigen Jungen, der sich maufis machte.

„Ich plär ja nich, ich bin so froh, wenn Du mir wieder hier bleibst; sie klammerte sich an ihn und lächelte unter

Länen. „Sieh mich an! Bin ich nicht froh über Dich? Bleib bei mir, Du Krast!“ Sie atmete ihm heiß ins Ohr hinein; den Kummer hatte sie abgeschüttelt und sich straff gemacht, sie war förmlich hübsch in ihrem Erglühen.

Die Kraft sah sie verliebt an, lachte albern, als werde er gekitzelt und ließ sich hin und her zerrn; er ahnte ihr Flüstern in der leeren Luft nach und sprühte vor Humor. Dann näherte er listig den Mund ihrem Ohr, und als sie lauschte, trompetete er ihr in den Kopf hinein, so daß sie mit einem kleinen Schrei zusammenzuckte. „Bleib nur, Du großer Zunge,“ sagte sie und lachte, „ich laß Dich garnicht weg, denn noch kann ich Dich halten.“ Aber er schüttelte sie lächelnd von sich ab und lief barhäuptig davon.

Einen Augenblick sah es so aus, als wolle sie hinter ihm drein laufen, aber dann sanken die Hände und alles an ihr herab. „Laßt ihn laufen,“ sagte sie müde, „nu muß es gehen, wie es will. Da is doch nichts bei zu machen. So knallbetrunken hab' ich ihn noch nie gesehen. Ja, Ihr seht mich an, aber Ihr müßt bedenken, daß er einen Kausch anders trägt als alle andern; er is nu mal in allem was ganz Apartes!“ Das letzte sagte sie mit einem gewissen Stolz. „Und an den Kneeder hat er seine strafende Hand gelegt, wo ihn doch nicht einmal der Stadtrichter anzurühren wagt, Der liebe Gott kann nich gerechter sein als er.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die lange Alice.

(Die Dorf-Kurtisane.)

Von E. F. Ramuz.

Sie ist die einzige in der Gemeinde, die einzige wenigstens, die es zugeht, und das schätzt man an ihr. Sie ist, wie sie ist, und macht keinen Hehl daraus; was könnt's auch daran ändern?

Am besten ist's, offen zu sein. Das ist wenigstens eine gute Eigenschaft, die besitzt sie. Und dann ist sie auch voller Lebenskraft und mag sich nicht mit einem Augenbündel beschleppen.

Groß und knochig ist sie und hat starke Hände. Ihre Schultern sind breit, der Körper ist grob und flach, und Hände und Füße sind derb und groß. Ihre Haut ist dunkel, aber reiches Blut schimmert durch; und wenn sie lacht, blitzen ihre weißen Zähne. Sie ist robust und geht mit großen Schritten und bewegt die Arme wie ein Mann. Kostet ist sie nicht, das zeigt die einfache Kleidung und das faustgroße Frisürchen, welches sie auf der halben Höhe des Hinterkopfes trägt; aber sie verfährt es, Haarwolle zur Hilfe zu nehmen.

Man nennt sie die lange Alice. Sie lebt allein in der hölzernen Hütte außerhalb des Dorfes, aber weil der angrenzende Wald noch zum Dorf gehört, wird ihr Häuschen zum Gemeinde-Anwesen gerechnet.

Magers Gras wächst in der Wiese hinterm Haus, doch es genügt für ihre Ziege; dann ist auch ein kleiner Garten da, mit Gemüsebeeten, und Kartoffel, Spinat und Krautköpfe wachsen in dem kleinen Garten, aber auch Nelken und bunte Kletterrosen. — Die Hütte selbst besteht nur aus einem Raum, und der Boden ist mit Stein gepflastert. Wenn die Haustür aufgeht, ist man im Zimmer. Ein Herd ist darin, und ein Bett mit einem Strohsack, ein Tisch aus Tannenholz und drei Strohstühle. Im Winkel steht ein Eimer, ein Besen und ein Rechen. Hier lebt die lange Alice und ist zufrieden, denn sie ist frei, und Freiheit ist ein gar lösslich Gut. Die Freiheit ist ihre große Liebe, und die schätzt sie mehr als Geld und Habe und die Meinung der Leute.

Sie empfindet das alles, aber vermöcht's wohl nicht zu sagen, denn sie ist einfach und instinktiv wie die Tiere im Wald, lauscht auch wohl auf die Stimme in ihrem Innern und folgt ihr.

Selten sieht man sie im Dorfe. Manchmal höchstens an Sonn- und Feiertagen; in der übrigen Zeit kommt man zu ihr.

Hier und da hat sie kleine Einfäufe im Dorf zu machen, beim Krämer oder beim Bäcker, und gar amülsant ist's dann, die Leute zu betrachten, wie sie sich ihr gegenüber benehmen: einige setzen eine hochmütige Miene auf und tun, als ob sie sie nicht kennen, besonders die reichen Damen und einige Herren von Wichtigkeit: Der Syndikus und der Deputierte. Denn die bekleiden eine öffentliche, und wie es heißt, auch verantwortungsvolle Stellung. Auch ein paar Mädchen sind da, die machen einen Umweg, um ihr nicht zu begegnen; andere wieder, im Gegenteile, drängen sich an sie heran und guden ihr in die Augen, um ihr zu sagen: „Wir verachten dich!“ Aber das alles sind Ausnahmen. Das Gros der Leute ist ohne Mäule und ohne Mißachtung. Man lacht nur ein bißchen, wenn man sie sieht, und die Burtschen tun fremd, um keinen Verdacht zu erwecken, blinzeln ihr verstoßen-lächelnd zu und sprechen insgeheim mit ihr; doch die einfachen Frauen tun mit ihr wie mit ihresgleichen, denn man weiß, sie ist gefällig und nicht stolz, und fleißig, und sie hat doch Doppelarbeit und mäht ihre Wiese und melkt die Ziege und schneuert das Haus. Und hart hat sie's auch, weil sie gar so allein ist, und nicht in seidenen Kleidern herum-schlampft wie — die in der Stadt. Und den Heimatdialekt spricht sie und rauhe, verarbeitete Hände hat sie. Und schließlich gehört sie

doch auch zum Ort. So sind die Dorfleute, unter denen sie lebt; es ist, als ob eine hohe Mauer sie von der Außenwelt abschließe. Alles, was „draußen“ ist, das Fremde, erfüllt sie mit Mißtrauen und Verachtung. Gegen das Drohende „draußen“ schützt man sich gegenseitig. Man weiß, was man sich unter einander schuldig ist. Und auch die lange Alice gehört zu ihnen, denn sie ist aus der Gemeinde und deshalb eine der ihren.

An kühlen Sommerabenden kommen die Burtschen zu zweien und dreien, um sie zu besuchen, nach Feierabend, wenn die Sonne gesunken ist, und die Rosen stärker duften und Vogelkrufe verhallen und der Himmel voll tiefer Klarheit ist.

Noch scheint er blau, dann rötlich, dann grün. Dann verschwimmen die Farben, wie ein grauseidener Schleier sinkt Dämmerung hernieder, und klar und silbern glänzet der erste Stern.

Die Burtschen haben Zigarren angezündet, die sie sonst nur Sonntags rauchen, aber wenn sie zu ihr gehen, ist's immer ein bißchen feiertäglich. Sie tragen Arbeitskleider, aber sie haben Hände und Gesicht gewaschen und eine andere Weste angezogen und die Schuhe gepuzt.

Die Frau arbeitet in ihrem kleinen Garten, doch sie sieht die Näherkommenden nicht, oder tut so. Sie pflückt Erbsen in einen Korb und blickt nicht auf. „Guten Abend“ tönt's vom Baum her. „Guten Abend“, sagt sie und hebt den Kopf. „Na, Ihr macht wohl einen kleinen Spaziergang?“ „Om, ja — kommen grad da vorbei.“

Dann ladet sie die Burtschen ein, näher zu treten, denn das schießt sich so. Jules Perret ist's, Henri Bada, Ulysse Ceron und Jean Pache. Sie treten ins Gärtchen ein und lehnen am Zaun und lauen an ihren Zigarren. Dann plaudern sie langsam und gemächlich von Leuten und Dingen und erzählen Neuigkeiten aus dem Dorf, auch manchmal einen Spaß oder eine Zweideutigkeit, dann lachen sie alle, aber so recht von Herzen. — Dann wird's dunkler, und sie sieht nicht mehr genug zum Arbeiten. „Wollt Ihr ein Augenblickchen mit hineingehen?“ „O ja, ein Augenblickchen.“ Und sie setzen sich auf die Dienbank und plaudern, und lachen, und im Dunklen glimmen die Zigarren.

Dann ist's ganz still. Und dann sagt sie: „Ulysse, bleibst Du noch was hier?“ Denn heute abend ist Ulysse an der Reihe. Die drei anderen stehen auf, und Ulysse sagt: „Ja, ich bleib noch was.“

Silbern glänzen die Sterne, und weit ausgebreitet sind die dunklen Schwingen der Nacht.

Manchmal erzählt die Alice aus ihrem Leben. „Ihr habt meinen Vater nicht gekannt, weil Ihr noch jung seid, aber fragt nur die Alten, die werden sich daran erinnern.“ — (Sie selbst mochte wohl vierzig Jahre alt sein, wenigstens sah sie so aus, aber sie hielt sich gut.) „Mein Vater war Kesselflicker. Wegen seines Handwerks war er den ganzen Tag unterwegs. Deshalb ließ er mich allein. Seine Frau war mit einem andern durchgegangen. Ich sage seine Frau, und nicht meine Mutter, denn Mutter ist die mir nie gewesen. Drei Jahre war ich alt, als sie dabonlief. — Mein Vater sorgte für mich: ehe er fortging, stellte er ein Schüsselchen mit Milch und Brot auf den Stuhl, manchmal legte er mir auch einen Apfel dazu oder ein paar Kirschen und sagte: „Sei brav.“ Dann ging er. Anfangs habe ich immer geweint, weil ich nicht gewohnt war, ganz allein zu sein. Da machte mir der Vater eine Puppe aus einem Stück Holz und Lumpen, die leistete mir Gesellschaft, mit der sprach ich und ich nannte sie Emilia. An unserer Türe war kein Schloß, aber das war nicht wichtig. Wer hätte mich stehlen sollen? Und sonst gab's auch nichts zu holen bei uns.“

So lebten wir vier Jahre, dann zogen wir nach der Stadt. Vater sagte, auf dem Lande könne er nichts mehr verdienen, die Bauern wären so geizig, und so könnt's nicht weiter gehn.

Ich weiß noch gut, wie wir fortzogen. Vater nagelte die Tür mit dicken Nägeln zu und auch den Fensterladen: „Damit die bei uns nichts in Unordnung machen.“ — sagte er. Dann legte er den Sack, der unsere Habe und sein Werkzeug enthielt, auf den Karren, setzte mich auch darauf, und so zogen wir aus der Heimat fort.

Als wir zum nächsten Dorf kamen und die ersten Häuser sahen, sagte mein Vater: „Geh hin und frag nach Arbeit.“ — Ich klopfte an die Tür und rief: „Kesselflicker“, und wenn's was zu süßen gab, brachte ich's dem Vater, und wenn's fertig war, trug ich's den Leuten zurück, und sie gaben mir das Geld. — Nachts schliefen wir in Herbergen.

Eine Beiklang ging's ganz gut, besonders wenn's Sommer war. Aber im Winter war bittere Zeit für uns. Wir mieteten irgendwo eine Kammer und ich ging Arbeit suchen. — Dann fing Vater an zu trinken und schlug mich hart, wenn er betrunken heimkam, oder er redete dummes Zeug mit jemand, der nicht da war. Das war noch viel schrecklicher, und ich hätte noch lieber gehabt, er hätte mich geschlagen.

Dann schrie er immer: „Halte mir den Kopf fest, der fällt ab.“ — Ich sagte: „Der ist gut festgewachsen“ — aber er wollte es nicht glauben. Ich merkte wohl, daß er ein bißchen verrückt geworden war. Aber ganz verrückt ist er nie geworden.

Siebzehn Jahre war ich alt, als er starb. Es war in den ersten Wintertagen, wir waren noch unterwegs, da kriegte ers auf die Brust. Dann ging ihm der Atem aus. Er war blaß und hatte viel Schmerzen.

Am dritten Tage sah er viel besser aus; ich glaube, jetzt wäre er gesund. Er sagte, er möchte mit mir sprechen.

„Du könntest den Karren verkaufen,“ sagte er, „vierzig Franken kriegst Du immerhin dafür, und auch die drei stoch Werkzeuge. Und dann geh heim, Du weißt, wir haben noch unser Haus im Dorf, und zu Hause ist's doch besser als allein in der Fremde —“

Ich konnte nicht verstehen, weshalb er so zu mir redete, weil ich geglaubt hatte, er wäre wieder gesund. Aber schon hatte ihn der Tod gezeichnet, sein Kopf fiel zurück, und als ich seine Hand berührte, war sie eiskalt. Da überkam mich ein tiefer Kummer. Ich hatte nicht gewußt, ob er mich lieb hatte, oder ob ich ihn lieb habe, wir waren nur zusammen und ich fragte nicht danach. Aber plötzlich fühlte ich eine große Liebe zu ihm in meinem Herzen und mußte auch, daß er mich ebenso lieb gehabt. — Nun war er tot — und ich war ganz allein. Dann haben sie ihn begraben.

Ich hatte ein bißchen Geld und verdingte mich als Magd. Und dann? —

Sechs Jahre diente ich dort, war immer allein und brauchte auch keinen. Und dann kam einer. — Als der gegangen war, ein anderer. — Ich wars zufrieden. Die Burtschen waren mein einziges Vergnügen. Dann hat man mich aus dem Dienst gejagt. — Da fiel mir ein, daß wir eine Hütte beim Dorf haben und daß mein Vater gesagt hatte: „Dann bist Du doch zu Hause“ — und da ich nicht immer in der Fremde und unter fremden Leuten sein wollte, ging ich heim.

Im Dorf haben sie hinter mir hergelacht und mit Fingern auf mich gezeigt. Und doch habe ich die Nägel aus meiner Haustür und dem Fensterladen herausgezogen und das Sonnenlicht hereinkommen lassen und gepußt und gefegt und den Garten gepflanzt und mein Strohlager zurecht gemacht. Jetzt geht mir's gut. — Daß sie mich belächeln kommen: ist's meine Schuld? Habe ich sie gerufen? Aber fortgeschickt habe ich sie auch nicht. — Und wenn ich anfangs, alt zu werden, wüßts doch nicht mehr gehn. — Das klang so resigniert —

Aber wenn man sie fragte, ob sie glücklich oder unglücklich wäre: sie würde es nicht verstehen. Sie ist das geworden, was man aus ihr gemacht hat — und kann nicht anders. „Die lange Alice“ ist sie. (Verechtigter Uebersetzung von B. Meyer.)

## Kunst und Proletariat.\*)

Der auf einem Künstlerabend des Stuttgarter Bildungsausschusses gehaltene Vortrag erschien Anfang dieses Jahres in der Beilage der „Gleichheit“ und liegt nun als Gesandgabe bereits in zweiter Auflage vor. Allein die schnelle Verbreitung wäre ein Beweis, daß wir es nicht mit einem üblichen Vortrag von Eintagsdauer zu tun haben. Eine kurze Wiedergabe des Inhalts wird das bestätigen.

Die Frage, ob die Kunst überhaupt gesellschaftliche Berechtigung habe und die Menschheitsentwicklung fördere, ist in Zeiten, wo eine alte gesellschaftliche Ordnung im Sterben lag, verneint worden. Tatsächlich gehört die Kunst aber zu den urwüchsigen geistigen Lebensäußerungen der Menschheit. So bald der Mensch als soziales Wesen besteht, treibt der künstlerische Schöpfungsdrang zu Gestaltungen. Ein leidenschaftliches Begehren nach künstlerischem Genießen und Schaffen ist daher zu allen Zeiten auch in den unterdrückten Klassen lebendig gewesen. So lange aber die beherrschten Klassen sich nicht ihres Gegenjähes zu den herrschenden bewußt sind, nähren sie sich mit der Kunst ihrer Herren. Erst wenn sie als rebellierende Klasse einen eigenen geistigen Lebensinhalt bekommen, wird ihr Einfluß auf das künstlerische Kulturerbe zu einem selbstständigen. Auch das weltgeschichtliche Ringen des Proletariats geht nicht nach Füllung des Magens allein, sondern um das ganze Kulturerbe der Menschheit. Sobald es an den Toren der kapitalistischen Trugburg rüttelt, muß es sich aber mit seinem eigenen Kunstsehnen und der Kunst unserer Zeit auseinandersetzen.

In der Kunst der Bourgeoisie findet das erwachte Proletariat kein Genüge. Obwohl die bürgerlichen Künstler die feudalistischen Fesseln mit zu lösen verstanden, ging die kaum gewonnene Freiheit in der Ordnung der kapitalistischen Warenproduktion unter. Auch die Kunst unterliegt den ehernen Gesetzen eben dieser Warenproduktion. Der heutige Staat, der selbst das Geschöpf der bestehenden Minderheit ist, kann dieser Minderheit nicht steuern. Erst wenn die Klassengegensätze aufgehoben sein werden, wird auch die Kunst befreit werden. Dies Werk wird mehr bedeuten als eine Erlösung des Alten. Bis der Inhalt des proletarischen Klassenkampfes sich keineswegs in wirtschaftlichen und politischen Forderungen erschöpft, bahnt das Proletariat neuen künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten die Wege. Der proletarische Klassenkampf wird zum Träger neuer geistiger und sittlicher Schule, ein neues eigenes kulturelles Leben beginnt unter den Entertenten emporzublühen. . . Geschieht dies, so ist es aber der eigene höchste historische Wesensinhalt seiner Klasse, die der Proletarier künstlerisch umgeformt nachempfinden, den er künstlerisch selbst erschaffen will.“ Der Naturalismus, die Kleinbürgerlichen Ideen der Heimatkunst, der Neumystizismus der Bourgeoisie-Kunst genügen dem Proletariat nicht; es lehnt sich nach Kunstwerken, denen die sozialistische Weltanschauung Seele verleiht.

\*) Clara Zetkin, Kunst und Proletariat, Stuttgart 1911, 2. Aufl. Verlag des Bildungsausschusses. 16 Seiten. 30 Pf.

Es will selbst kunstschöpferisch sein. Die Vorbilder wird es dabei in der Blütezeit früherer Entwicklung finden. Seine Kunst wird die Fortbildung der großen, klassischen, bürgerlichen Kunst sein.“ Die heiß ersehnte Renaissance der Kunst ist aber erst in der sozialistischen Gesellschaft möglich. Bis dahin gilt es, Kunstempfinden und Kunstverständnis zu wecken, dessen feste Grundlage der Sozialismus als Weltanschauung bilden muß; nicht blindes, kritikloses Anempfinden und Anbeten bürgerlicher Kunst zu pflegen.

Mit der Tendenz der Gedankengänge, denen wir uns fast wörtlich angeschlossen haben, stimmen wir vollkommen überein. Nur hätten wir hin und wieder etwas anders nuanciert. Die Kunst ist bei primitiven Völkern nicht nur Ausdrucksmittel als solches. Bei ihnen und auch bei kultivierten Nationen hat die Kunst eine eminent praktische Bedeutung als Stärkung des sozialen Zusammenhanges. Vom Standpunkt der modernen Wissenschaft erscheint es völlig undenkbar, daß eine Funktion (die Kunst), für welche eine so gewaltige Kraftmenge aufgewendet wird, für die Erhaltung und die Entwicklung des sozialen Organismus gleichgültig sein sollte“ (Große, Anfänge der Kunst). Die Kunst ist stets ein Mittel des Klassenkampfes gewesen, genau so wie irgend eine andere Ideologie. Bei schärferer Betonung dieses Gedankens wären die Künstler in der Zeit des Kapitalismus nicht nur als persönlich Leidende gezeichnet worden, die nach Brot gehen, gehen müssen. Selbst wenn der Kapitalismus nicht Strebende, Hungernde zerträte, selbst wenn der Künstler von einem kleinen Kreis von Kunstverständigen erhalten würde und nicht auf kulturlose und halbgebildete Bourgeois angewiesen wäre, unterläge er doch der Ironie des Kapitals und der Enge der bürgerlichen Ideologie. Dem Proletariat ist nicht nur der Leichengeruch des heutigen Kapitalismus unangenehm, es wird sich auch immer weniger an dem süßen Giftschand des Kapitalismus in seiner ersten Blüte berauschen. Damit kommen wir zur dritten Einschränkung. Jede emporstrebende Klasse sucht ihre künstlerischen Vorbilder auf den Höhepunkten der früheren Entwicklung“ sagt Genossin Zetkin. Selbst wenn der Satz für die Vergangenheit richtig wäre, beweise er noch nichts für die Zukunft. Proletariat und Bourgeoisie stehen sich ferner als die Uebermengen der Renaissance und die Sklavenhalter der Antike. Nun gehört aber die bewußt unternommene Anknüpfung zur Dialektik der Ideologie. Historische Forschungen des letzten Jahrzehnis beweisen, daß die „Renaissance“ nichts ist als der Ausdruck einer ganz neuen Lebensanschauung und Lebensweise, die durchaus bodenständig in Südfrankreich und Italien erwachsen ist. Man hat daher den Namen „Renaissance“ (Wiedergeburt) verworfen und „Raisance“ (Neuschöpfung) dafür vorgeschlagen. Daß die deutsche klassische Kunst an die Antike und die Renaissance anknüpft, ist eher richtig. Aber gerade die Werke Goethes und Schillers, die dem Proletariat noch heute verständlich sind und es künstlerisch mitzutun vermögen, sind vor der „klassischen“ Periode der beiden Dichter entstanden. Für die bildende Kunst versagt der analoge Schluß vollkommen und für außerdeutsche Gebiete ganz allgemein ebenso (Shakespeare z. B.). Das Proletariat werde „Erbe“ der bürgerlichen Kunst sein, darf daher nur im Sinne des auch von Genossin Zetkin angeführten Wortes von Engels hingenommen werden: das Proletariat wird die Aufgaben übernehmen, die einst das Bürgertum mit seiner Philosophie löste, wobei es dann gar leicht kommen kann, daß es der Philosophie, wie geheißen, überhaupt den Garauß macht. So wird es der Kunst an sich wohl nicht gehen; aber töricht wäre es, auf den Tag der sozialen Befreiung zu warten, an dem bürgerliche Künstler, und seien sie noch so genial und ihr Dasein noch so eingeengt gewesen, ihre frühliche Urständfeiern werden. Mehr als historisches Interesse wird ihnen nicht beizulegen sein. Daß Genossin Zetkin in begeisternder und klangreicher Sprache die Sehnsucht nach neuen Formen und Inhalten weckt, daß sie die Klärung unserer künstlerischen Bildungsarbeit durch die Grundzüge der sozialistischen Anschauung fordert, macht ihr Schriftchen wertvoll. Besonders unseren jugendlichen Proletariern sei es warm empfohlen.

E. L.

## Kleines Feuilleton.

Auf der Suche nach einem sagenhaften Tier. Wenn die Zoologen noch vor wenigen Jahren in dem Glauben befangen waren, daß wenigstens alle großen Tiere auf der Erde den Menschen schon bekannt geworden und zum größten Teil auch schon von der Wissenschaft erforscht seien, so sind sie seitdem eines besseren belehrt worden. Namentlich hat die Entdeckung des schnell beschützt gewordenen Dapoi im Innern Afrikas gezeigt, daß selbst große Säugetiere noch aufzufinden sind. Seitdem hat sich die zoologische Forschung mit besonderem Eifer auf Innerafrika geworfen, und auch Leute, die mehr um der Jagdlust willen ausgehen, haben eine dankbare Aufgabe gerade im der schwarzen Erdteil gefunden. So viele interessante Erwerbungen nun auch auf diesem Wege, namentlich für die Museen, gemacht worden sind, ist es doch fraglich geworden, ob die Ueberausung, die das Dapoi gebracht hat, nicht vereinzelt bleiben wird. Große Säugetiere sind seitdem nicht gefunden worden und stehen auch nicht in Aussicht, wenn man nicht die Nachrichten von eigenartigen, meist in Seen lebenden Ungeheuern berücksichtigen will, wie sie zuweilen von Reisenden nach Angaben der Eingeborenen mitgebracht werden. Eine etwas sicherere Grundlage könnte die Vermutung haben, die Dr.

Zoonessart, Professor der Zoologie in Paris, jetzt mit Bezug auf ein bisher unbekanntes Tier ausgesprochen hat, das als ein „Wasser-elefant“ bezeichnet wird. Ein Forscher hat nicht weniger als fünf dieser Tiere an den Ufern des Leopold II.-Sees im Gebiet des oberen Kongo gesehen haben. Bisher ist aber weder irgend ein Teil des Tieres noch auch nur eine Abbildung nach Europa gelangt. Nach der Schilderung jenes Forschers besitzen die Wasserelefanten eine Höhe von etwa zwei Meter, langen Hals, kurze Ohren und einen kurzen Rüssel, dagegen keine Stachzähne, und auch die Füße scheinen von denen des gewöhnlichen Elefanten abweichend zu sein.

### Erziehung und Unterricht.

Die Bedeutung der Tierpsychologie für die Pädagogik. Vorläufig kümmern sich noch herzlich wenig Pädagogen um die Wissenschaft, die die Seele des Tieres erforscht. Diese Vernachlässigung ist aber völlig unberechtigt; denn sowohl Lehrer wie auch Schüler können von der Tierpsychologie sehr viel lernen, und es wäre daher zu wünschen, daß eine in der „Zeitschrift für Pädagogische Psychologie“ veröffentlichte Arbeit des Genfer Professors Dr. Ed. Claparède über die Bedeutung der Tierpsychologie für die Pädagogik nicht ohne Widerhall bliebe. Daß die Tiere für unsere Kinder viele Jahre hindurch im Mittelpunkt des Interesses stehen, weiß jede Mutter und jeder Vater. Mit dem Wachsen des kleinen Kindes fängt es an und hört eigentlich nie auf. Denn wenn wir Erwachsenen genügend Zeit und Gelegenheit haben, schauen wir noch sehr gerne der Arbeit der Ameise, der Spinne oder eines Käfers zu. Da der Fleiß der Biene, die Geduld der Spinne usw. gute Erziehungsmittel sind, werden sie sogar für „die Bedürfnisse des Moralunterrichts“ für geeignet gehalten.

Interessanter als dieses ist es aber, was Herr Professor Claparède zur Erziehung der Erzieher für wichtig hält. So kann der Erzieher von der Tierdressur lernen, daß das Tier nur lernt, wenn es damit ein bestimmtes Interesse verbindet. Das Kaninchen, das durch einen Reifen laufen soll, lernt dieses, indem der Reifer auf dem Wege zum Futter angebracht wird. Der Hunger spielt in der Tierpsychologie eine große Rolle, womit keineswegs gesagt sein soll, daß dieses Erziehungsmittel nun auch auf das Kind zu übertragen sei. Auf die Kindererziehung können wir aber die Erziehungsmittel der Tierdressur übertragen, die stets an die Instinkte des Tieres anknüpfen. So löst zum Beispiel ein Pferd mit seinem Zähnen einen am Fuß befindlichen Knoten auf, weil es an der Knotenstelle mit einer Nadel gestochen wird. Es bringt den Fuß ans Maul, um den Schmerz los zu werden und löst den Knoten auf. Ist er gelöst, so hört auch der Schmerz auf, die Nadel hat ihre Funktion erfüllt. Noch etwas anderes lernen wir von der Tierpsychologie. Außer für die Dressur der Haustiere wird die Furcht niemals als Erziehungsmittel gebraucht, weil der Dresseur genau weiß, daß durch Furcht niemals eine bestimmte Handlung (außer der der Flucht) erreicht wird und daß sie, statt zu fördern, nur hemmt. Vergleichen wir damit einmal unsere Erziehungsmethoden. Das Furchteinjagen ist heute noch das verbreitetste und beliebteste Erziehungsmittel in der Schule und im Hause.

Der Dresseur kennt den Wert der Gewöhnung; er weiß, daß er nur durch Tätigkeit etwas erreichen kann — wir speisen unsere Kinder mit Worten ab und heißen sie stille sitzen. Die Tierpsychologie lehrt uns auch die „großen Eigenschaften“ jedes Erziehers: „die Fähigkeit, andere Geister zu verstehen, das heißt Toleranz und Sympathie, und ferner Geduld und Milde“. T. S.

### Völkerkunde.

Ein religionsloses Volk. Daß die Menschen die Religion als ein „Wiegengeschenk“ von Anbeginn erhalten haben, gilt als eine ausgemachte Sache. Religionslose Völker soll es nach dieser Auffassung nicht nur nicht geben, sondern nicht geben können. Eine Volk ohne Religion schildert nun Prof. Wilh. Volz in Petermanns Mitteilungen. Es sind die Kubus auf Südsumatra, die, unberührt von jeder Kultur, seit Urzeiten im undurchdringlichen Urwald leben. Der jungfräuliche Urwald, in dem sie haufen, erstreckt sich über Tausende von Quadratkilometern. In winziger Zahl lebt hier dieser Stamm, der unter schweren Entbehrungen sich spärlich fortpflanzt. Volz hat auch nicht die Anfänge religiösen Denkens bei den Kubus gefunden: weder eine Art Seelenglauben, der auf den Unterschied des lebenden und toten Körpers zurückgeht, noch eine Vorstellung von Zauberkraft, die wohl in der Wirkung giftiger Pflanzen oder in der Deutung von Krankheiten ihren Ursprung hat, noch endlich mythologische Phantasien.

Der Kubu nimmt alle Erscheinungen seines Lebens hin als Selbstverständlichkeiten, über die er nicht nachdenkt. Er fragt nicht. Volz hat sich bemüht, zu erforschen, ob sich die Kubus beim Tode, beim Blitz und Donner etwas dächten. Gar nichts. Die Antwort auf seine Fragen „zeugte von guter Naturbeobachtung, aber über die Tatsache hinaus gab es nichts“.

Volz vergleicht das Leben der Kubus mit den im gleichen Urwald schweifenden Menschenaffen, den Gibbons. „Der Gibbon lebt monogam, familienweise, ein altes Männchen, ein altes Weibchen und die Jungen (meist zwei bis drei); die Gibbons sind in Südsumatra nicht gerade häufig, und so zieht die Familie einsam durch den Urwald, und nur von Zeit zu Zeit mag sie mit anderen Familien zusammentreffen. . . Ganz ähnlich familienweise (höchstens in kleinen Familienhorden) nomadisch im Urwald

umherschweifend, streng monogam lebend, kennen wir die Kubus; auch in ihrem sonstigen Leben besteht die größte Gleichheit, auch der Kubu lebt von dem Dürftigen, was der Urwald bietet; er hat kein Eigentum.“

Der Kubu ist noch nicht einmal ein Jäger. Was er braucht, sucht er auf, sammelt er, ohne die Anfänge der Technik in der Unterjochung anderer Wesen. Auch seine Monogamie ist ein Zeugnis isolierter Not; Volz meint, daß dieses Ausmaß jenseitiger Impulse auf die geistige Entwicklung ungünstig wirkt. Alle Antriebe zu höherer Entwicklung fehlen.

Auch ohne die Entdeckung, daß es noch heute religionslose Völker gibt, wäre es gewiß, daß die religiösen Vorstellungen, die Dämmerungserscheinungen menschlichen Bewußtseins, erst im Laufe der menschlichen Geschichte entstanden sind. Es gab Zeiten, wo der Mensch noch nicht über die Rätsel des Lebens fragte und noch nicht die Fragen religiös beantwortete; wie es Zeiten geben wird, wo der Mensch so weit in seinem Fragen vervollkommen ist, daß er nicht mehr religiös antwortet, sondern wissenschaftlich. Vielleicht wird man dereinst einmal so eifrig nach einem religiösen Stamm suchen, wie jetzt nach einem religionslosen.

### Astronomisches.

Der Beginn des Feldzuges gegen den Mars. Lange bevor der Planet Mars in die Stellung der Opposition (25. November) eingetreten ist, haben die Astronomen begonnen, ihn mit ihren verschiedenen Waffen anzugreifen. Die ersten Veröffentlichungen der neuen Marskampagne hat Dr. Quenisset von der Jübisch-Sternwarte in der Zeitschrift „Astronomie“ gebracht. Einige durch große Klarheit ausgezeichnete Morgenstunden im April haben diesem Forscher Gelegenheit gegeben, auf dem Planeten mehrere Erscheinungen auf der Oberfläche des Planeten wahrzunehmen, die sonst erst unter günstigeren Umständen erkennbar zu werden pflegen. Der Südpol zeigte sich als heller Bezirk, der von einem dunklen Bande umgeben war, und dies Band hielt der Beobachter nicht etwa für eine optische Täuschung, sondern für etwas wirklich Vorhandenes. Das sogenannte Sirenenmeer zeichnete sich als ein verschwommener Fleck aus, der von der Polarkappe abwärts sich erstreckte und allmählich nach dem hellen Rand des Planeten hin verschwand.

Gleichzeitig sind jetzt noch einige andere Schriften über den Mars erschienen, die aufs neue beweisen, daß eigentlich überhaupt noch keine einzige der vielen und wichtigen Fragen über die Beschaffenheit dieses Planeten übereinstimmend erledigt worden ist. So hat der bekannte Astronom Prof. Mascart in einer Erörterung über die Marskanäle wiederum betont, daß ihr wirkliches Vorhandensein noch immer durchaus nicht als sicher betrachtet werden könne. Dieser Standpunkt wird bekanntlich von anderen hervorragenden Himmelsforschern geteilt. Gegenwärtig sind neue Versuche im Gange, die an entsprechenden Verhältnissen im Laboratorium entscheiden sollen, ob solche Gebilde wie die Marskanäle auf rein optischem Wege entstehen können oder nicht. Ramentlich Professor Maunder, einer der führenden Planetenforscher in England, ist schon vor einiger Zeit dafür eingetreten, daß nichts Wirkliches an den Marskanälen sei, und hat auch seinerseits bereits Versuche ausgeführt, die ihn in dieser Ueberzeugung bestärkt haben. Besonders ist es die berühmte Verdoppelung der Kanäle, die nun schon gar bedächtig ist und kaum anders denn als optische Täuschung erklärt werden kann. Vielleicht sind es Strömungen im Luftmeere, die für diese Wahrnehmungen im Fernrohr verantwortlich zu machen sind, wie auch das Flimmern der Sterne darauf zurückgeführt wird. Daß der Streit um die Marskanäle nicht zur Ruhe kommt, ist sehr begreiflich, denn von ihrem Sein oder Nichtsein hängt in erster Linie der Glaube an die Bevölkerung des Mars durch vernunftbegabte menschenähnliche Wesen ab. Dieser Glaube hat jetzt ohnehin eine starke Erschlitterung erfahren, da der große schwedische Physiker Arrhenius sich als Gegner einer solchen Annahme bekannt hat.

### Landwirtschaftliches.

Die Reutberge, eine primitive Form des Ackerbaues. Daß Ackerbau auch ohne Pflug und Handhacke denkbar ist und auch auf gewissen Kulturstufen eine Rolle gespielt hat, sucht Ed. Hahn in einer Broschüre über „Die Brandwirtschaft in der Bodenkultur“ zu beweisen, indem er an ein vielerorts noch heute geübtes Verfahren, die sog. Reutberge erinnert. Hierbei wird der Wald gerodet, das brauchbare Werkholz zugeschlagen und abgefahren. Die zurückbleibenden Späne, Weite, Sträucher, Wurzelstrünke usw. werden möglichst gleichmäßig über die ganze Fläche verteilt, die Asenarbe wird aufgehäckt und untergepöckelt, und schließlich wird das Ganze, nachdem es einigermassen ausgetrocknet ist, angezündet. In die noch warme Asche sät man dann Roggen, vereinzelt auch Buchweizen. Wir begegnen diesem Verfahren hier und da noch im württembergischen und badischen Schwarzwald, in den Schweizer Voralpen, in Steiermark und den österreichischen Alpen und im Böhmerwald. Ganz ähnlich ist das „Schiffeln“ in der Eifel und im Moselland; auch die Lohschedenwirtschaft des Siegerlandes und die Moosbrennerei des deutschen Nordwesten wäre mit her heranzuziehen. Ferner kann man die Brandwirtschaft noch in weiten Distrikten von Schweden, Finnland, Estland und Nordrußland antreffen, überall unter Verwendung von Roggen zur Aussaat.